

**Zeitschrift:** Dissonanz : die neue schweizerische Musikzeitschrift = Dissonance : la nouvelle revue musicale suisse

**Herausgeber:** Schweizerischer Tonkünstlerverein

**Band:** - (1994)

**Heft:** 42

**Artikel:** Die theatralischen Wurzeln der Hollywood-Filmmusik = Origines théâtrales de la musique de film de Hollywood : la progéniture ignorée de la musique citadine

**Autor:** Spohr, Mathias

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-928127>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 18.04.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

**D**ie theatralischen Wurzeln der Hollywood-Filmmusik Ignorierte Traditionslinien städtischer Musikkultur Die Hollywood-Filmmusik der im Studiosystem gefertigten Filme seit Ende der 1920er Jahre ist jahrzehntlang ein dankbares Objekt pauschaler Verunglimpfungen gewesen. Bei näherer Betrachtung zeigt sich jedoch, dass diese Verurteilung in erster Linie ideologische Hintergründe hat und sich ästhetisch nicht grundsätzlich rechtfertigen lässt. Das «fehlende Glied» in der Betrachtung und Bewertung der frühen Filmmusik ist die Musik im populären Theater des 19. Jahrhunderts, aus der sie sich bruchlos entwickelt hat. Durch die starke Fixierung einer konservativen Musikpflege auf «absolute» Konzertmusik und die Überbetonung des Wagnerschen Musikdramas sind diese Traditionen in Vergessenheit geraten. Der vorliegende Aufsatz ist in erster Linie der filmischen Fortführung der Wiener Theatermusik gewidmet.

**O**rigines théâtrales de la musique de film de Hollywood La progéniture ignorée de la musique citadine La musique de film de Hollywood produite dans les studios à partir de la fin des années 20 a longtemps été l'objet de dénigrement faciles et sommaires. A y regarder de plus près, on s'aperçoit que ce jugement a des fondements surtout idéologiques, mais qu'il est indéfendable sur le plan esthétique. Le « chaînon manquant » qui permet d'évaluer la musique du cinéma naissant est celle du théâtre populaire du 19<sup>e</sup> siècle. Obsédée par la musique « absolue » jouée aux concerts et par la prépondérance du drame musical wagnérien, la critique conservatrice a oublié cette tradition. L'article ci-dessous se penche avant tout sur la descendance cinématographique de la musique de théâtre viennoise.

von Mathias Spohr

Der Beginn der Filmgeschichte scheint auch für die Stilmittel der Filmmusik die Stunde Null zu sein – von vagen Andeutungen abgesehen sogar aus der Sicht der wissenschaftlichen Forschung, die sich bisher mit ihr beschäftigt hat.<sup>1</sup> Von der Prämisse ausgehend, dass «normale» Filmmusik schlecht sei, ist auch zumeist nur diejenige Filmmusik genauer beachtet worden, die von Komponisten «absoluter Musik» geschrieben wurde und auch ohne Film als «Werk» für sich stehen kann. Solche Filmmusik wird oft gerade dann höher bewertet, wenn sie keine glückliche Einheit mit dem Film bildet, für den sie gedacht war, also ihre Aufgabe eigentlich verfehlt hat. So sind die Hollywood-Arbeiten von Erich Wolfgang Korngold wesentlich bekannter als die wesentlich zahl- und einflussreicheren Filmkompositionen von Max Steiner oder Hans Salter. Natürlich haben, wie heute noch am ehesten geläufig, die Oper und die programmatische Sinfonik die Stilmittel der Filmmusik mitgeprägt, aber der direktere Einfluss kam von inzwischen praktisch untergegangenen volkstümlichen Unterhaltungstheater. Die Theaterhauptstadt im deutschsprachigen Raum – was die Menge der Produktionen be-

trifft – war bis zum Ersten Weltkrieg noch Wien, das Filmzentrum wird nach dem Krieg Berlin. Anton Bauer zählt in seinem Verzeichnis<sup>2</sup> an die 100 Theater in Wien zu Beginn des 20. Jahrhunderts auf, die damals eine in mancher Hinsicht ähnliche Funktion erfüllten wie heute das Fernsehen. Es wird oft übersehen, dass während der Stummfilmzeit viele solcher Theater zu Kinos umfunktioniert wurden und die Musikensembles, die vorher Theatermusik gespielt hatten (grössere Theater, auch ohne Opern im Spielplan, besaßen in der Regel ein fest angestelltes Orchester), nun Filmmusik zu spielen hatten. Filme wurden anfänglich auch oft in Mischprogramme mit kurzen Theaterstücken oder Balletten integriert. Mancher Theaterkapellmeister (im Theaterbetrieb des 19. Jahrhunderts Dirigent und Hauskomponist in einer Person) fand in der Filmmusik ein neues, besseres Auskommen. Viele Theatermusiktraditionen gehen direkt in die Filmmusik über: in einer ersten Phase bis etwa 1930 in den Stummfilm, und in einer zweiten in den Tonfilm, der nun zwar nicht mehr in bezug auf die musikalische Live-Begleitung, dafür aber durch die integrierten Dialoge und Geräusche

der Theaterwirklichkeit nahe kam. Abgesehen von der offenkundigen Adaptation musiktheatralischer Gattungen in Operetten- und Tanzfilmen der ersten Tonfilmjahre haben vor allem die auf das 18. Jahrhundert zurückgehenden Gattungen Zauberspiel, Posse, Pantomime und Melodram und neuere Mischformen zwischen Variété und Theater aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, wie das amerikanische Vaudeville und die Burlesque, dramaturgische Vorbilder für die Filmmusik geliefert.<sup>3</sup> Manche Filme der Marx-Brothers oder von Charlie Chaplin vermitteln noch eine Ahnung des einstigen Formenreichtums im populären Theater.

### Neukomposition und Kompilation beim Stummfilm

Die Unterschiede der musikalischen Theatergepflogenheiten in Europa und den USA spiegeln sich noch bei der Stummfilmbegleitung im Gebrauch der «cue-sheets» (vom Produzenten mitgelieferte Aufstellungen der empfohlenen Musikeinsätze), die im kontinentalen Europa weit weniger üblich waren als in Amerika, da die Theaterkapellmeister hier für Premieren in der Regel etwas neu komponierten oder mindestens zusammenstellten. Das Neukomponieren einer Musik für jede neue Einstudierung eines Textes ist eine Tradition des 18. Jahrhunderts (man vergleiche die häufigen Vertonungen einzelner Goldoni- oder Metastasio-Libretti), die sich im volkstümlichen europäischen Theater wesentlich länger als in der Oper gehalten hat. Da Filme in der Blütezeit des Stummfilms in den 20er Jahren sehr viel häufiger wechselten als neu einstudierte Revuen oder Operetten (mehr als eine Premiere monatlich schaffte kaum ein Theater; Filme konnten dagegen wöchentlich ein bis zweimal wechseln) konnte hier schon aus Zeitgründen keine ganz neue Musik komponiert werden. Am Klavier oder der Kinoorgel konnten geübte Spezialisten improvisieren, aber Ensembles brauchten Notenmaterial als Grundlage. Die Kinokapellmeister hatten der Zeitknappheit wegen auf vorgefertigtes Material zurückzugreifen. In speziellen Notenausgaben, den sogenannten «Kinotheken», wurden passende Musikbeispiele für alle denkbaren filmischen Situationen publiziert, die den Musikern als Anregung dienen konnten.

Das 1927, also schon am Ende der Stummfilmzeit, veröffentlichte «Allgemeine Handbuch der Filmmusik»<sup>4</sup> von Hans Erdmann und Giuseppe Becce ist das systematischste und didaktisch ambitionierteste Lehrwerk für Stummfilmbegleitung.<sup>5</sup> Dass Musik überhaupt untrennbar zu Filmen jeglicher Art gehört, steht für Erdmann, den theoretischen Praktiker des Unternehmens, von vornherein fest, eine «Selbstverständlichkeit [...], die den in der Tradition der Bühnen- und Opernmusik Stehenden verrät.»<sup>6</sup> Erdmann, ein musikwissenschaftlich ausgebildeter Theaterkapellmeister, hatte im Breslauer

Theater 1913 eine vielbeachtete Einrichtung von Monteverdis *Orfeo* aufgeführt und komponierte im Laufe seiner Anstellungen an verschiedenen Bühnen, wie damals üblich, die Musik für den Tagesgebrauch, bevor er zur Filmmusik kam; Giuseppe Becce, einer der bekanntesten Berliner Stummfilmkomponisten, hatte zuvor Opern komponiert, die dem Verismo nahestehen (der mit seiner naturalistischen und auf Breitenwirkung bedachten Dramaturgie manche filmmusikalischen Stilmittel vorausnimmt). Obwohl Erdmann aus praktischen Gründen die Kompilation vorgegebener Musik befürworten muss, ist die für einen Film neu komponierte «Originalmusik» sein Ideal, parallel zur Theaterpraxis, wo «Original»-Operetten oder -Revuen traditionsgemäß einen höheren Stellenwert hatten als Potpourris.

### Theatergattungen als Orientierung

Erdmanns Sichtweise der Stummfilmmusik in seinem Handbuch, etwa seine Einteilung der Musikbeispiele<sup>7</sup> in «lyrische» und «dramatische Expression», also eine mehr handlungsbetonte und eine mehr situative, stimmungsmalende musikalische Illustration, geht eindeutig auf die Gliederung szenischer Abläufe in rezitativische und ariose Passagen in der Oper des 19. Jahrhunderts zurück. Die Einflussphäre der Filmmusik neben der in den 20er Jahren noch aktuellen Strömung der Verismo-Oper ist, wie erwähnt, die Musik im Volkstheater: Zauberspiele gehen auf das prunkvoll-repräsentative, ausstattungsorientierte barocke Theater zurück; sie enthalten melodramatische und illustrative Musik für die Zaubersequenzen, bühnentechnisch aufwendig imitierte Naturereignisse und Ähnliches und beziehen ihre musikalischen Stilmittel hauptsächlich von der französischen Oper. Zauberstücke befriedigten das ganze 19. Jahrhundert hindurch (wenngleich sie gegen Ende dieser Zeit einen Wandel zum Ausstattungstück, zur Feerie und zur phantastischen Revue vollzogen) die Schaulust und das Illusionsbedürfnis des breiten Publikums; manche dieser Traditionen setzen sich heute im Science-Fiction- und im Horrorfilm fort.

Ein Indiz für die Bezugnahme auf Bühnentraditionen im frühen Film ist die auffällige Häufigkeit von Brand- und Naturkatastrophen: Während Wind, Nebel, auch Wasser dem Publikum im Theater sinnlich erlebbarer gemacht werden konnten, war Feuer auf der Bühne wegen der Brandgefahr nur sehr eingeschränkt möglich, also eine exklusive Attraktion des Films. Nicht zufällig sind die Stilmittel der Katastrophenmusik zu Brand- und Naturkatastrophen praktisch identisch mit denjenigen der bühnentechnisch dargestellten Naturereignisse im Zauberspiel. Eine weitere für die Filmmusik relevante Gattung des populären Theaters ist das Lebens-, Charakter-, Zeit- oder Sitten-«Bild» (das ernste Gegenstück zu

der später in die Operette mündenden «Posse mit Gesang»), das mit dem beginnenden Bühnenrealismus um ungefähr 1850 aufkam, oft mit genauer, auch historisierender Milieuschilderung und in der Musik ausgeprägter «couleur locale» etwa ländlicher Art. Diese Gattung enthält in Passagen gesteigerter Emotionalität oft ausgedehnte Melodramen und scheint in gewisser Hinsicht Vorläufer des Kino-«Melodrams» zu sein. Die theatralische Pastorale, die sich im Volkstheater Ludwig Anzengrubers seit 1870 mit Bühnen-naturalismus verbindet und dadurch neue Glaubwürdigkeit erhält, wird vom amerikanischen Western fortgeführt: Die für die Pastorale typischen musikalischen Stilmittel sind dort bei genauerem Hinsehen allgegenwärtig: Bordunbass, Dreiertakt, modale Melodien, solistische Rohrblatinstrumente (etwa die Mundharmonika gleichsam als modernistische Schalmel).

### Assoziatives Hören

Eine entscheidende Voraussetzung für die Filmmusik ist das «assoziative Hören» von Musik seit dem 19. Jahrhundert. Dieser Sachverhalt ist so zentral, dass dafür etwas weiter ausgeholt werden muss. Zur Erklärung ein Beispiel: Vernimmt man Bruchstücke aus folgenden drei schnellen Märschen kurz nacheinander, dem *Radetzky-marsch* (J. Strauss, Vater), dem Marsch aus der Ouvertüre von *Guglielmo Tell* (G. Rossini) und dem *Walkürenritt* (R. Wagner) – Stücke, die in funktionaler Musik sehr häufig verwendet worden sind und deshalb mindestens unterbewusst zum Bekanntesten überhaupt gehören – so stellen sich (ohne dass man den Zusammenhang, in dem diese Musik ursprünglich steht, zu kennen braucht) recht unmissverständliche «Inhalte» vor einem inneren Auge ein, die trotz ihrer Eindeutigkeit nicht ohne weiteres mit einem Wort umschrieben werden können. Es sind Elemente einer in der westlichen Welt allgemein verständlichen Sprache, doch die musikalische Information geschieht so unmittelbar, dass sie sich verbal in nicht annähernd so kurzer Zeit vermitteln lässt. Während der Rossini-Reitermarsch etwas Erdverbundenes hat, wirkt der Walkürenritt eher wie eine phantastische Luftreise. Während der Radetzkymarsch so etwas wie «freudig erfüllte Pflicht» auszudrücken scheint, Disziplin, die mit dem schnellen Tempo korreliert, ist beim Wilhelm-Tell-Marsch bei gleicher Genauigkeit der musikalischen Ausführung das Gegenteil der Fall: Je schneller das Tempo, desto unkontrollierter und halsbrecherischer wird der «Charakter» und neigt dementsprechend auch eher zum Parodistischen. Der Radetzkymarsch erhielt dagegen einen parodistischen Charakter wohl leichter in einer langsamen, zerdehnten Version. Diese Assoziationen ergeben sich teilweise direkt aus den melodischen, rhythmischen und instrumentatorischen Eigenschaften der Musik, zum nicht geringen

Teil sind sie aber auch unbewusst ange-  
lernt durch unsere bisherige Begegnung  
mit diesen Stücken (oder Imitationen  
dieser Stücke) im Rahmen von Film-  
musik. Wie ein akustisches Piktogramm  
vermitteln sie schlagartig eine spezifi-  
sche Stimmung. Dieses unbewusste  
«Lernen» von musikalischen Assozia-  
tionen beginnt etwa im zweiten Drittel  
des 19. Jahrhunderts, ausgehend von  
Charakterstücken in der Salon- und  
Harmoniemusik, aber besonders auch  
in der Musik des Volkstheaters, in der  
sich mehr und mehr, vor allem nach  
1860, eine auf die Filmmusik vor-  
ausweisende Technik der  
Kompilation von bekannten,  
mit festen Bedeutungsin-  
halten verbundenen Musik-  
fragmenten zeigt.<sup>8</sup>

Die feste Bindung von Mu-  
sik an aussermusikalische  
Assoziationen resultiert mu-  
sikgeschichtlich aus der fort-  
währenden Auflösung von  
Gattungstraditionen, die mit  
der Veränderung der Gesell-  
schaftsform während der  
Industrialisierung und Ver-  
größerung der europäischen  
Städte einhergeht. Dahinter  
steht eine musikgeschichtliche  
Umwälzung, die eine  
konservative Strömung der  
Musikkritik bis heute nicht  
wahrhaben will, auch wenn  
sie seit mindestens hundert  
Jahren Realität ist: In An-  
lehnung an den Wiener Mu-  
sikkritiker Eduard Hanslick  
(und in Umkehrung seiner  
Intentionen<sup>9</sup>) sei dies fol-  
gendermassen formuliert:  
Die Erwartung bekannter  
*Formen*, die das Musikleben  
zur Zeit der Wiener Klassik  
beherrschte, weicht für den  
überwiegenden Teil des Pu-  
blikums der Erwartung be-  
kannter *Inhalte*: Als Sym-  
ptom für diesen Veränderung  
in der Theatermusik wandelt  
sich die neu komponierte  
«Sonatensatz»-Ouvertüre,  
die bis etwa 1850 vor jeder  
Art Stück gespielt wurde,  
später oft zum Potpourri  
etwa aus bekannten Johann-Strauss-  
Walzern. Von Hanslick bis Theodor W.  
Adorno zeigt sich dagegen ein Sich-  
nicht-Abfindenwollen mit der Musik  
der assoziativen Bindungen und ein  
krampfhaftes Festhalten an der bürger-  
lichen (d.h. nicht höfischen, aber das  
Höfische imitierenden) Konzertkultur  
zu Ende des 18. Jahrhunderts, als die  
«Form» in der Musik (verstanden als  
ein mit «motivischer Arbeit» durchge-  
führtes Gebilde) noch etwas galt. Dass  
sich die Bedeutung höfischer Umgangs-  
formen in den musikalischen Formen  
bis etwa 1800 spiegelt, ist nicht weiter  
verwunderlich; noch weniger über-  
rascht es, dass jene Ausrichtung auf die  
«Form» in der bürgerlichen Gesell-  
schaft um die Mitte des 19. Jahrhun-  
derts nicht mehr im Vordergrund steht.

Die sogenannte Autonomieästhetik ent-  
wickelt sich jedoch erst als Gegen-  
reaktion zum «assoziativen Hören» zu  
ihrer Blüte, als die «absolute Musik»  
für die Mehrheit des Publikums kaum  
mehr relevant ist und von Konzertver-  
einigungen, Komponisten und Kritikern  
künstlich bewahrt werden muss. Das  
«genaue Hinhören» als Leistungsaus-  
weis und Errungenschaft der bürger-  
lichen Konzertkultur gegenüber dem  
Adel, der Kammermusik zum Essen  
und Kartenspielen brauchte, war ideo-  
logisch so wichtig, dass es nicht auf-  
gegeben werden durfte und Strukturen



der höfischen Musik nur schon hierfür  
konserviert werden mussten: Aus dem  
unzeitgemässen Kult um die Sonaten-  
satzform entwickelte sich ein Brahms.  
Die Idee der «absoluten Musik» ist in  
erster Linie ein Anzeichen für die Un-  
fähigkeit des Bürgertums nach 1833  
und 1848, durch Loslösung von höf-  
ischen Vorbildern zu einer eigenen  
Identität zu finden. Die Musikvermark-  
tung auf breiter Basis, die seit etwa dem  
zweiten Drittel des letzten Jahrhunderts  
begann, im populären Theater eine  
ihrer hauptsächlich Verbreitungsstän-  
den fand und in unserem Jahrhundert  
von der Entwicklung der technischen  
Medien noch wesentlich beschleunigt  
wurde, musste ein fortwährendes  
Schockerlebnis für Exponenten dieser  
konservativen Musikpflege sein, die

sich bereits seit Schumann einem  
vergangenen Ideal verpflichtet fühlte  
und den rasanten Veränderungen der  
mittelständischen Gesellschaft gegen-  
über zu verschliessen versuchte. Noch  
heute ist ein Abklatsch dieser Verhal-  
tensweisen zu beobachten; der end-  
gültige Niedergang der Musik wird seit  
150 Jahren heraufbeschworen.

### Hollywood-Tonfilm

Die Hauptsünde gegen den Geist der  
Musik aus der Sicht Hanslick-Adorno  
ist deren «Herauslösung aus einem  
Zusammenhang» (nach Peter Rummen-  
höllers Musiksoziologie die  
Definition des Trivialen<sup>10</sup>),  
das Herausbrechen aus einem  
formalen Kontinuum, aus der vom  
Komponisten gottgleich geschaffenen  
Zeit. In der aus der Musik-  
untermalung im damaligen  
populären Theater hervor-  
gegangenen Stummfilm-  
Begleitmusik zeigt sich diese  
Herauslösung in der  
Kompilation vorgegebener  
Fragmente aus dem Reperto-  
ire der Opern- und Salon-  
musik, häufig mit bekann-  
ten Melodien bereichert.  
Ist die Auflösung eines  
«komponierten» zeitlichen  
Kontinuums als Grundvor-  
aussetzung der «Form»  
schon eine Sünde wider die  
Ideologie des bürgerlichen  
Konzerts, so wird diese  
Sünde zur Todsünde par  
excellence, wenn in einer  
auf Tonträger aufgezeichne-  
ten Musik Schnitte aus aus-  
sermusikalischen Gründen  
erfolgen und dann noch  
von jemand anderem als  
dem Komponisten veran-  
lasst werden, wie dies bei  
der Filmherstellung im Stu-  
diosystem üblich war. Am  
krassesten verletzt wird die  
Ideologie des unverletzli-  
chen zeitlichen Kontinuums  
durch Musik, die darauf ein-  
gerichtet ist, dass sie sich  
ohne weiteres «schneiden»  
lässt, eine Technik, die Max

Steiner beispielhaft entwickelt hat und  
deren ästhetische Qualität es heute in  
vollem Masse noch zu würdigen gilt.  
Tonfilmmusik geht naturgemäss von  
ähnlichen bühnenmusikalischen Tradi-  
tionen aus wie die Stummfilmmusik,  
kann jedoch mit Dialog und Geräuschen  
zusammenwirken und durch die genaue  
Synchronisation wesentlich differen-  
zierter auf das Bild abgestimmt werden.  
Nach dem bisher Gesagten wird es  
kaum überraschen, dass einige der  
wichtigsten Filmkomponisten in Holly-  
wood emigrierte Wiener Theaterkapell-  
meister waren<sup>11</sup>. Max Steiner war Enkel  
des legendären Maximilian Steiner, des  
Theaterdirektors, der die ersten Johann-  
Strauss-Operetten produzierte, und  
Sohn des Erbauers des Wiener Riesen-  
rads. Steiner komponierte in seiner

Jugendzeit als Theaterkapellmeister Musikeinlagen und eine recht erfolgreiche Operette und führte kurze Zeit das Wiener Ronacher-Theater. Er kam schon 1914 in die Vereinigten Staaten, wo er zunächst als Dirigent von *Musical comedies* wirkte. 1929 wurde er vom Hollywood-Studio RKO als Komponist und Dirigent für den Tonfilm engagiert. Neben Musicalverfilmungen betreute er seit 1931 auch «epische» Filme, für die er, als einer der ersten im Tonfilm, melodramatische Hintergrundmusik komponierte. Die Musik zu den legendären Filmen *The Informer* (1935), *Gone with the Wind* (1939), *Casablanca* (1942) stammt aus seiner Feder. Die Produzenten waren dem melodramatischen Musikeinsatz gegenüber am Anfang allerdings kritisch eingestellt und mutmassten, ob das Publikum sich nicht frage, «woher» diese Musik komme. Zu Beginn des Tonfilms war, wie im naturalistischen Theater, nur realistische Musik verwendet worden, deren Quelle (etwa ein Klavier oder Grammophon) im Bild zu sehen war. Steiner wusste von seiner Theatermusikerkonzeption her, dass die Illusionsverstärkung durch solche Musik «ausserhalb des

Bankrott. In der Folge gingen auch die Universal Studios dazu über, ihre Horrorfilme mit einer Zauberspielmusik zu untermalen, welche seit *The Son of Frankenstein* (1939) Hans Salter komponierte, wie Steiner ein ehemaliger österreichischer Theaterkapellmeister, der an der Wiener Volksoper gearbeitet, in den 20er Jahren Stummfilmmusik dirigierte und 1937 emigriert war. Aufgrund dieser alten Zauberspiel-Tradition gehört die Hintergrundmusik von Horrorfilmen bis heute, wie Glenn Gould einmal feststellt,<sup>12</sup> zu den interessantesten und innovativsten Richtungen funktionaler Musik.

Die Aussage Erich Wolfgang Kornegolds, «ich habe nie einen Unterschied gemacht zwischen meiner Filmmusik und meinen Kompositionen für Oper und Konzert»<sup>13</sup>, zeigt im Gegensatz zu Steiner oder Salter eine gewisse Borniertheit gegenüber dem Charakter des Mediums. Steiner lieferte von Beginn an musikalische «Bausteine» für den Editor, der deren genaue Länge und den Rhythmus der Abfolge erst am Schneidetisch und bei der Mischung festlegte, sozusagen als Interpret des vorgegebenen Materials. Die Musik musste also

für das 19. Jahrhundert definierten «passiven Hörens»<sup>14</sup> eingerichtet: Die Gefühle der Zuschauer werden durch unbewusst registrierte Informationen gesteuert. Alles nicht Eindeutige und nicht unmittelbar Verständliche wird dabei weggelassen. Die äusserst dichte unterbewusste Informationsvermittlung durch Musik in untrennbarer Einheit mit den Geräuschen und Dialogen ist in Steiners Filmen der 40er Jahre zu eindrücklicher Meisterschaft gesteigert. In dieser genau kalkulierten, im besten Sinne «technischen» Erzeugung von Emotionen, die wie ein Rückgriff auf ästhetische Prinzipien des 18. Jahrhunderts anmutet, gibt es weder bieder-männisch gezimmerte Durchführungen noch ein schwelgerisches Aufgehen des Komponisten in den eigenen Empfindungen.

### Casablanca

Als Beispiel sei hier Steiners Anfangsmusik zu *Casablanca* von Michael Curtiz (1942), dem zum Kultfilm gewordenen Emigranten-Epos mit Humphrey Bogart und Ingrid Bergman, genauer betrachtet: Die ersten sechs Minuten des Films sind mit einer Art sehr ausgedehnter Vorspannmusik unterlegt; darauf folgt akustisch ein markanter, nur mit Dialog gefüllter Unterbruch.

An die Eröffnungsfanfare von Warner Brothers schliesst sich die Titelmelodie an, die mit übermässigen Sekundschritten in den Holzbläsern, Bordunbass und Xylophonbegleitung für jedermann «orientalisch» wirkt; der Mittelteil einer Liedform scheint sich anzukündigen, doch folgt sofort ein Schnitt zur französischen Nationalhymne. Nationalhymnen gehören aufgrund ihrer klaren Bedeutung (eine bestimmte Nation, verbunden mit «Stolz», «Feierlichkeit») zum bevorzugten Vokabular der assoziativen Filmmusik. Schon zu Beginn ist also klar, dass es sich um Frankreich in Zusammenhang mit Orientalischem, also um eine französische Kolonie handelt. Die Nationalhymne endet mit einem Trugschluss, offenbar ist etwas «nicht in Ordnung» mit Frankreich; Frankreich ist, wie die zeitgenössischen Betrachter wissen, gerade von Deutschland besetzt. Ein Pizzicato-Marschrhythmus kündigt sich an, nun kommt die Geschichte «in Gang». Wiederum ein Schnitt: Erneut ein breiter Marschrhythmus, mit Blechbläsern gewichtig instrumentiert (die beschwerliche Reise), darüber eine elegische Streichermelodie, die so etwas wie «tragisches Verhängnis» ausdrückt (das Schicksal der Emigranten). Auf einer Landkarte wird der Weg der vor dem Kriegsgeschehen Fliehenden nach Marokko bis zur Zwischenstation Casablanca gezeigt. Das Ganze hat Wochenschau-Charakter, erweckt also für die kriegsberichtergewohnten Zuschauer 1942 den Anschein der Authentizität. Eine kurze Wiederaufnahme «orientalischer» Klänge zu einer Einstellung, die den Markt in Casablanca zeigt, charakterisiert den Schauplatz des Kommenden.



Bildes» funktionierte, Naturalismus hin oder her. Steiners breit angelegte, leitmotivisch strukturierte sinfonische Musik zu *King Kong* (1932), die geschaffen wurde, um die Wirkung der noch primitiven Tricktechnik zu unterstützen, ist eine typische Zauberspielmusik. Schon der Berliner Theaterkapellmeister Gottfried Huppertz hatte in der Siegfried-Episode von Fritz Langs *Nibelungen-Verfilmung* (1924) die Wirkung einer animierten Drachentrappe durch eine originale Zauberspielmusik erfolgreich verstärkt. Steiner ging durchaus kein so grosses Risiko ein, wie seine Produzenten meinten, denen jene Theatertradition fremd war: *King Kong* wurde durch die Musik ein Erfolg und rettete die RKO vor dem

in kürzester Zeit, manchmal in Sekundenbruchteilen, klare Informationen liefern, um diese Technik zu ermöglichen, und sich ohne Informationsverlust fast beliebig trennen und zusammenfügen lassen. Während Stummfilm-Originalmusiken noch oft eine an der Leitmotivik von Wagner oder Richard Strauss orientierte Illustration des Geschehens boten, die Zeit brauchte, um sich zu entfalten und bei der man die Motive und deren Durchführung mindestens halb bewusst mitverfolgen musste, um mehr als einen ruhigen oder aufgewühlten Stimmungshintergrund wahrzunehmen, sind Steiners Filmmusiken strikt auf unterbewusste Wahrnehmung (eine Steigerung des von Heinrich Bessler als charakteristisch

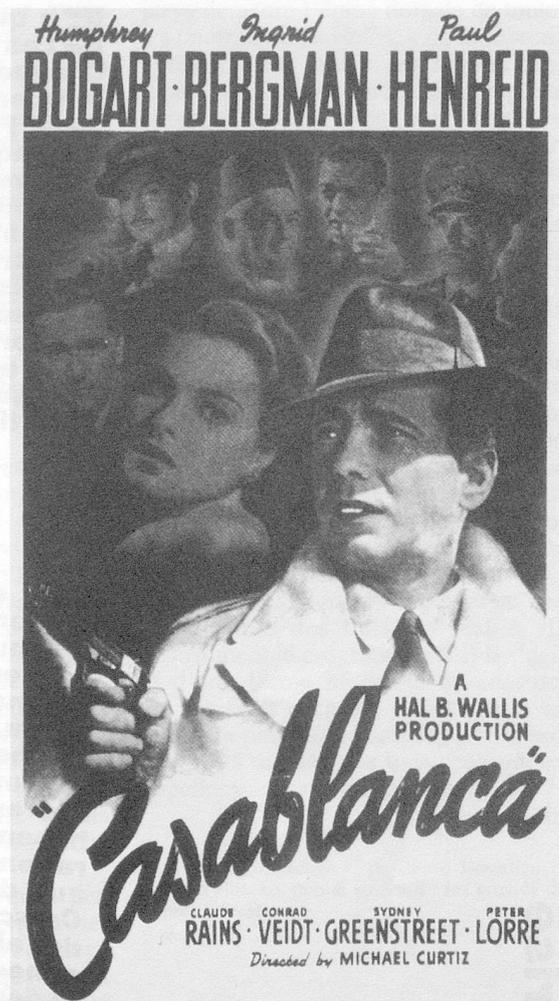
Eine fragmentarische deutsche Nationalhymne zeigt den Wechsel des Lagers an; ein Trommelwirbel charakterisiert die militärische Umgebung und schafft gleichzeitig den «Spannungs»-Hintergrund für die Bekanntmachung eines deutschen Offiziers: Zwei deutsche Kundschafter wurden in der Wüste ermordet und ihrer Papiere beraubt. Die darauffolgende versuchte Verhaftung, Verfolgung und Erschiessung eines Verdächtigen in Casablanca wird von einer «Aufuhr»-Musik umrahmt, die so auch in einer Verismo-Oper enthalten sein könnte. Das Hauptquartier der Polizei, das nun ins Bild kommt, wird wieder mit der verfilmten französischen Nationalhymne, diesmal in Moll, eingeführt. Die anschließende Szene, in der ein Emigrantenehepaar raffiniert beraubt wird, hat eine parodistische Musikuntermalung mit gestopften Trompeten- und Hornklängen zu einem unheilverkündenden Paukenostinato und einer getragenen Streichermelodie in Mittellage (wieder eine musikalisch vermittelte Doppel- oder Dreifachbedeutung), die in das «Emigrations»-Thema vom Anfang einmündet, diesmal zu einem Flugzeuggeräusch, das das Fernweh der in Casablanca Festsitzenden weckt und gleichzeitig die Ankunft einer Delegation aus Deutschland ankündigt, die in der folgenden, ersten musiklosen Einstellung des Films erscheint. Die Verbindung des Emigranten-Themas mit dem Begriff «Flucht» hat sich im Kurzzeitgedächtnis auch des musikalisch nicht vorgebildeten Zuschauers gerade so weit festgesetzt, dass das nochmalige Erscheinen zusammen mit dem Flugzeuggeräusch in ihm dieselben Assoziationen auslöst wie für die Figuren im Film; dies ein ganz pragmatischer Einsatz des «Leitmotivs» ohne den speziellen Anspruch an Bildung und Erinnerungsvermögen des Publikums, wie ihn das Musikdrama in der Wagner-Nachfolge stellt. Insgesamt fällt bei dieser Musik die Ökonomie in der Informationsvermittlung auf; bei aller Klarheit und Eindeutigkeit geschieht doch vieles parallel, und oft hat dieselbe Information verschiedene Bedeutungen, wie der Marschrhythmus am Anfang Bewegung im konkreten wie im übertragenen Sinn signalisiert: das Ingangsetzen der Erzählung und die Wanderung des Flüchtlingsstroms.

Trotz aller vielleicht unorganisch wirkender Schnitte sind Zusammenhänge in dieser ersten musikalischen Sequenz hergestellt, die dem Heterogenen einen «formalen» Bogen verleihen. Mehrere Ideen und Motive, wie der übermäßige Sekundenschritt, der Marschrhythmus in verschiedenen Variationen (auch die Nationalhymnen sind ja Märsche) und die abgewandelte französische Nationalhymne kehren mehrmals wieder – und es liegt durch die wörtliche Reprise des «Emigrations»-Themas im Großen eine Art A-B-A-Form (Tendenz: langsam-schnell-langsam) vor, wie bei einer Theaterouvertüre. Eine eigentliche, formal gebundene Ouvertüre könnte

jedoch nicht so präzise auf das Bild eingehen, und mit der Zusammenstellung von nicht neu komponiertem Archivmaterial liesse sich andererseits diese relative Geschlossenheit nicht bewerkstelligen – hier ist ein dem Medium angemessener Ausgleich zwischen Original und Kompilation erreicht. Durch die nachfolgenden theaterähnlichen Unterhaltungseinlagen in Ricks Café Américain wird die Verwandtschaft der musikalischen Einleitung mit einer Ouvertüre noch deutlicher. Der Jazz in den Gesangs-«Nummern» des schwarzen Barpianisten Dooley Williams steht für das mit Sehnsucht erwartete Ziel Amerika der auf ihr Visum wartenden Emigranten und hat damit eine genau berechnete charakterisierende Funktion. Die geschickte «realistische» Integration der Musik in die Handlung lässt vergessen, dass ihr eine Theaterdramaturgie wie in Operetten und Volksstücken zugrunde liegt. Die oft kritisierte Überillustration des Geschehens in der melodramatischen «Ouvertüre» soll den Zuschauern das Gefühl geben, plötzlich mittendrin und einer Vielfalt verwirrender Reize ausgeliefert zu sein, wobei die Musik allerdings, ganz im Gegenteil zum vordergründigen Eindruck, sehr rational zur unterbewussten Verdeutlichung der wie beiläufig vermittelten, aber zum Verständnis notwendigen Exposition des Films beiträgt.

Mathias Spohr

- 1 Als einer der wenigen deutet Hansjörg Pauli die Beziehung zwischen melodramatischer Musik im Theater des 19. Jahrhunderts und der frühen Filmmusik an: *Filmmusik: Stummfilm*, Stuttgart 1981.
- 2 Anton Bauer, *Opern und Operetten in Wien*, (= Wiener musikwiss. Beiträge 2), Graz, Köln 1955.
- 3 Die Literatur über Musik im populären Theater des 19. Jhs. ist, obwohl viele Quellen existieren, leider noch gering und befasst sich meist mit den im vorliegenden Zusammenhang weniger interessierenden Liederlagen. Für eine Übersicht zum Wiener Volksstück siehe: Jürgen Hein, *Zur Funktion musikalischer Einlagen in den Stücken des Wiener Volkstheaters*, in: Jean-Marie Valentin (Hrsg.), *Volk – Volksstück – Volkstheater im deutschen Sprachraum des 18.–20. Jahrhunderts*, Bern 1986, S. 103–122, Literaturverzeichnis S. 122–126.
- 4 Hans Erdmann, Giuseppe Becce, [Ludwig Brav], *Allgemeines Handbuch der Filmmusik*, 2 Bde., Berlin, Leipzig 1927.
- 5 Vgl. Ulrich Eberhard Siebert, *Filmmusik in Theorie und Praxis. Eine Untersuchung der 20er und 30er Jahre anhand*



des Werkes von Hans Erdmann, Frankfurt/Main 1990.

- 6 Hans-Christian Schmidt, *Filmmusik*, Kassel 1982.
- 7 Im 2. Band des *Allgemeinen Handbuchs der Filmmusik*.
- 8 Siehe zur Musik in Volksstücken um 1860: Mathias Spohr, *Inwieweit haben Offenbachs Operetten die Wiener Operette aus der Taufe gehoben?*, in: Rainer Franke (Hrsg.), *Jacques Offenbach – Werk und Wirkung* (= Thurnauer Schriften zum Musiktheater 15), Laaber [in Vorb.].
- 9 Eduard Hanslick, *Vom Musikalisch-Schönen. Ein Beitrag zur Revision der Ästhetik der Tonkunst*, Leipzig 1854. Vgl. M. Spohr, *Das «letzte» Volksstück im Theater an der Wien: Nach Ägypten (1869)*, in: *Nestroyana* 15 (1995), H. 1/2 [in Vorb.].
- 10 Peter Rummenheller, *Einführung in die Musiksoziologie*, Wilhelmshaven 1978, S. 227.
- 11 Zu den Biographien von Steiner und Salter siehe auch: Herbert Martin, *Österreichische Komponisten in Hollywood*, in: *Österreichische Musiker im Exil* (= Beiträge der österreichischen Gesellschaft für Musik 8), Kassel 1990, S. 73–84; Tony Thomas, *Film Score. The View from the Podium*, New York, London 1979. W. Dongy, J. Du Bois, *American Film Music. Major Composers, Techniques, Trends 1915–1990*, Jefferson (NC), London 1990, S. 15–75.
- 12 Glenn Gould, *Die Zukunftsaussichten der Tonaufzeichnung*, in: *Schriften zur Musik*, Bd. II, München 1987, S. 156
- 13 Zitiert nach: H. Martin, a.a.O., S. 83.
- 14 Heinrich Bessler, *Das musikalische Hören der Neuzeit*, Berlin 1959.